

Professor Dr. Okko Herlyn

Die Bibel in der Diakonie – Annäherungen an ein Tabu

Vortrag auf der Tagung „Weitergabe des Glaubens“
der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) im Diakonischen Werk der EKD
Evangelische Bildungsstätte auf Schwanenwerder, Berlin, 01. 06. 2010

I.

Ein paar Szenen im Umfeld der Diakonie.

Erste Szene:

Weihnachtsfeier auf der Diakoniestation. Seit ein paar Wochen steht der Termin fest. Heute, drei Tage vor Heiligabend, ist es nun so weit. Pfarrer Meckenstock hat im Namen der Kirchenkreises, des Trägers der Station, wie in jedem Jahr eingeladen. Alle sind da: die Pflegerinnen und Pfleger, soweit sie sich für diese Stunde haben freimachen können, die Dienststellenleiterin, die Sekretärin, der Hausmeister des kirchlichen Gebäudes, in dem die Station ihren Sitz hat, und Pfarrer Meckenstock als Synodalbeauftragter.

Bevor es zum gemütlichen Teil, der auch als eine Art Dankeschön für die im vergangenen Jahr geleistete Arbeit verstanden werden sollte, möchte er doch noch ein paar Worte sagen dürfen. Früher habe es an dieser Stelle eine „Andacht“ gegeben. Aber er wisse natürlich, dass solch eine Vokabel bei dem einen oder anderen auch nachvollziehbare innere Widerstände auslöse. Auch über eine „vorweihnachtliche Meditation“ habe er länger nachgedacht, dann aber doch wieder verworfen, weil vermutlich alle hier in der Runde in diesen Wochen vor dem Fest schon überfüttert seien mit Adventlichem und Weihnachtlichem. Es wolle nun nicht des Guten zu viel tun. Deshalb beschränke er sich heute Abend, wie er es einmal vorsichtig nennen wolle, auf ein paar „Nachdenkereien“, übrigens eine Formulierung, die er bei Erich Kästner ausgeborgt habe.

Ein wenig betreten blicken die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser diakonischen Weihnachtsfeier während der folgenden Viertelstunde vor sich auf die Printen. Irgendwelche menschenfreundlichen Floskeln schwirren durch den Raum. Und die mit bleierner Stimme vorgetragene Behauptung, dass das alles „ein Stück weit“ auch sehr viel mit der biblischen Botschaft von der Weihnacht und natürlich auch mit dem Selbstverständnis der Diakonie zu tun habe. Nun ist Pfarrer Meckenstock gerade dabei, einen Psalm von Hanns Dieter Hüsch zu

rezitieren, bevor am Ende noch zwei Strophen von „Macht hoch die Tür“ von den ausgelegten Liedblättern gesungen werden. Dann sind endlich die Printen und der Glühwein an der Reihe.

Zweite Szene:

Die Beratungsstelle für Ehe- und Lebensfragen in Trägerschaft der örtlichen Diakonie hat sich entschlossen, eine weitere Diplom-Psychologin einzustellen. Bei den Gesprächen mit einer überaus kompetenten und für diese Stelle sehr geeignet erscheinenden Bewerberin stellt sich heraus, dass diese gar nicht in der Kirche ist. Im Anschluss an das Gespräch entsteht im Berufungsausschuss ein heftiger Grundsatzstreit.

Das sei doch das Mindeste, was man verlangen könne, so die einen, dass eine Mitarbeiterin der Diakonie Mitglied der Kirche sei. Hier gehe es schließlich auch um eine gemeinsame Glaubenstradition, um gemeinsam zu vertretende Werte, um ein christliches Menschenbild und nicht zuletzt auch um eine Identifikation der diakonischen Mitarbeiter mit ihrem Arbeitgeber Kirche.

Dem halten die anderen in der Runde entgegen, dass es bei dieser beratenden Tätigkeit nicht um Verkündigung und schon gar nicht so etwas wie Mission gehe, sondern um rein fachliche, in diesem Fall psychologische Kompetenz. Es gebe eben keine christliche oder unchristliche Psychologie, genauso wenig wie es eine christliche oder unchristliche Blinddarmoperation oder eine christliche oder unchristliche Hausmeistertätigkeit gebe. In diesem Fall gehe es nur um gute oder schlechte Beratung. Die Frau sei einzustellen, unabhängig von ihrer inneren Glaubenshaltung. Dass sie die Grundsätze der Diakonie, wie sie im Leitbild festgehalten seien, zu unterschreiben habe, sei ja ohnehin selbstverständlich. Oder ob man ernsthaft vorhabe, vor Einstellung eine Art Bibelkundeprüfung abzuhalten. Schon Luther habe doch bekanntlich darauf hingewiesen, dass die Arbeit eines Knechtes im Stall oder die einer Magd in der Küche bereits ein Dienst an Gott sein könne.

Dritte Szene:

Per Zufall treffe ich nach Jahren auf der Straße Sabine wieder. Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen. Lange Zeit ist es her, dass wir einmal gemeinsam in einem Kindergottesdiensthelferkreis gesessen haben. Was ich noch von ihr weiß, ist, dass sie irgendwann einmal Sozialarbeit studiert hat. Nun erzählt sie mir, dass sie seit längerem beim Diakonischen Werk der Stadt Duisburg beschäftigt ist. Schuldnerberatung.

Was man da so im Einzelnen mache, frage ich. Ach, die Arbeit sei durchaus interessant, wenn auch manchmal etwas frustrierend. Aber es gebe mitunter auch Erfolge zu verbuchen, etwa wenn man Menschen dabei unterstützen könne, aus einer scheinbar ausweglosen finanziellen Situation wieder herauszukommen

und ihre familiäre Lage zu stabilisieren. Immerhin komme man mit sehr vielen verschiedenen Menschen zusammen. Das wenigstens mache ihr immerhin Spaß.

Das klingt ja fast danach, werfe ich ein, als ob es da auch etwas gebe, was nicht so großen Spaß mache. Das könne man wohl sagen, erwidert Sabine. Kirche sei, wenn sie das so krass sagen dürfe, ein „Scheißverein“. Wie da hinter den Kulissen gemauschelt und getrickst oder z. T. auch mit Mitarbeitern umgesprungen werde ... sie könne mir Bände erzählen. Vorne arschfreundlich und hintenherum knallhart. O. k., sage ich, problematisches Bodenpersonal gebe es überall. Aber das könne doch nichts an ihrer inneren Einstellung ändern. Ob sie sich nicht an die engagierten Diskussionen erinnere, die wir seinerzeit im Helferkreis um Fragen der Bibel und des Glaubens geführt hätten. Doch, sagt Sabine, sie erinnere sich sehr wohl. Mittlerweile sei sie aber zu anderen Erkenntnissen gekommen. Sie halte grundsätzlich nicht mehr viel vom Christentum. Die Kreuzzüge, die Hexenverbrennungen, die jüngsten Missbrauchsskandale. Sie habe seit einiger Zeit ganz neu für sich meditatives Bogenschießen entdeckt. Das reiche ihr, um an ihr inneres Selbst zu kommen. Dafür brauche sie nun wirklich keine Bibel.

Bevor wir auseinandergehen, frage ich sie, was sie denn, um ihr Vokabular einmal aufzugreifen, denn um alles noch bei diesem „Scheißverein“ halte. Du hast gut reden, sagt sie fast ein wenig verächtlich. Seit zwei Jahren alleinerziehende Mutter. Das darf doch wohl als Erklärung reichen.

II.

Durch diese drei kleinen Szenen zieht sich – bei aller Verschiedenheit – ein unsichtbarer roter Faden, nämlich eine deutliche *Distanz* zwischen diakonischer Alltagsarbeit und dem, was die Kirche in ihrem Inneren zusammenhält: dem Glauben bzw., um es noch ein bisschen präziser zuzusagen, dem Verhältnis zur Grundlage des christlichen Glaubens, der Bibel.

Gewiss wären hier auch andere Szenen einzublenden, andere Erfahrungen, andere in der Diakonie anzutreffende Einstellungen zu Kirche, Glaube und Bibel zu nennen. Gewiss könnte man auch mancherlei Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu Wort kommen lassen, die ihre Arbeit aus einer großen inneren Glaubensbindung heraus tun, aus einer großen Verantwortung nicht nur vor den Menschen, sondern eben auch und gerade vor Gott. Gewiss könnte man auf Menschen verweisen, die auch und gerade ihren diakonischen Dienst sehr bewusst als einen biblischen Auftrag verstehen. Die diesen Auftrag sich auch immer wieder vor Augen halten, etwa in der täglichen Bibellese oder in der

gewissenhaften Teilnahme am Bibelkreis oder am Gottesdienst ihrer Gemeinde. Gewiss könnte man auf mancherlei gottesdienstliche oder andere geistliche Angebote verweisen, die in manchen diakonischen Einrichtungen durchaus zum täglichen oder wöchentlichen oder wenigstens gelegentlichen Bestandteil der Arbeit gehören. Gewiss könnte man schließlich auf mancherlei diakonische Leitbilder verweisen, die durchaus nicht mit der Benennung ihrer christlichen „Corporate Identity“ hinter dem Berge halten.

Gleichwohl will mir scheinen, dass diese Gegenrichtung nicht die Normalität der Diakonie wiedergibt. Mein Eindruck ist vielmehr der, dass zwischen Diakonie und Kirche, Diakonie und Glaube, gar Diakonie und Bibel ein eher, um es einmal vorsichtig auszudrücken, *verschämtes Verhältnis* besteht. Es hat immer etwas Apologetisches, etwas eigens der Erklärung und der Rechtfertigung Bedürftiges an sich, wenn es in der Diakonie um diese Dinge geht. Man hat den Eindruck, als ob zwischen Diakonie und biblischer Botschaft jedenfalls keine zwingende, keine unmittelbar evidente, keine das diakonische Handeln wirklich begründende und inhaltlich prägende Beziehung besteht. Die Bibel in der Diakonie – aufs Ganze eher ein Tabu, etwas Unantastbares, etwas, worüber man nicht spricht.

Pfarrer Meckenstock entschuldigt sich ja fast dafür, dass er in seinen, wie er es nennt, „Nachdenkereien“ zu Beginn der Weihnachtsfeier auch irgendwie Bezug auf die Weihnachtsbotschaft nimmt. Einige Teilnehmer des Berufungsausschusses zur Einstellung der neuen Diplompsychologin sehen gar überhaupt keine inhaltliche Verbindung zwischen kirchlicher Bindung und fachlicher Arbeit. Und Schuldnerberaterin Sabine sieht offensichtlich kein Problem darin, ihrem Beruf bei einem Arbeitgeber nachzugehen, dessen christlichen Hintergrund sie mittlerweile rundweg ablehnt.

Im Raum der Diakonie ist offenbar beides möglich. Und es gibt – so dürfen wir annehmen – zwischen beiden Extremen sicherlich eine unendliche Vielzahl an Zwischentönen, Abstufungen und unterschiedlichen Graden der Identifikation. Es gibt hier offenbar dieses *und* jenes, Nähe *und* Distanz, hohe persönliche Identifikation *und* innere Abwehr. Aber das heißt doch auch: Zwischen der diakonischen Arbeit im Ganzen und im Alltäglichen einerseits und der Identifikation mit dem christlichen Glauben, gar mit der biblischen Botschaft, besteht offenbar *kein zwingender, kein sachlich notwendiger, kein evidenter Zusammenhang*.

Bezeichnend für diese erste Kurzanalyse scheint mir ein Begriffspaar zu sein, das sich nun schon seit Jahrzehnten wie selbstverständlich in der Kirche und auch in der wissenschaftlichen Theologie eingebürgert hat. Es geht um die Standardformulierung „*Kirche und Diakonie*“. Kaum eine offizielle Ansprache, sagen wir einmal: anlässlich des Neujahrempfangs eines Superintendenten, die

nicht irgendwie die Größe „Kirche und Diakonie“ beschwört. Kaum ein halboffiziöse Grundsatzpapier, das die Dinge, etwa die Finanzfragen, nicht im Hinblick auf „Kirche und Diakonie“ noch einmal ganz neu zu problematisieren weiß. Bis vor kurzem bot unsere Hochschule eine eigene Zusatzqualifikation „Kirche und Diakonie“ an, mittlerweile überführt in den Studiengang „Gemeindepädagogik und Diakonie“. Das kleine Wörtchen „und“ scheint mir in der Tat verräterisch zu sein. Es signalisiert nämlich, dass da etwas ursprünglich und genuin gar nicht zusammengehört, sondern – eben durch das „und“ – eigens zusammengeführt werden muss. Es spiegelt etwas von jener von uns ausgemachten Distanz, von jenem verschämten Verhältnis wider. Jedenfalls signalisiert das „und“ von „Kirche und Diakonie“ nicht einen zwingenden, sachlich notwendigen, evidenten Zusammenhang, gar eine Deckungsgleichheit. Aber ist das überhaupt ein Problem? Ja, es ist eins. Eine kurze biblisch-theologische Umschau mag das verdeutlichen.

III.

Schon ein flüchtiger Blick in die einschlägigen biblischen Texte macht deutlich, dass es dort für jenes „und“ in dem oben problematisierten Sinne weit und breit keinen Anhalt gibt. Die biblischen Texte sind zunächst ein breites und vielfältiges Zeugnis von den – wie es verschiedentlich heißt – „großen Taten Gottes“. Es geht in der Bibel zunächst um nichts anderes als um Gottes Zuwendung zur Welt, zu seinen Geschöpfen, zu seinem Volk, zu den „Mühseligen und Beladenen“. Die Bibel ist in ihrer durchgehenden Grundaussage gerade nicht ein Katalog bestimmter ethischer Forderungen, zusammengefasst etwa im Gebot der Nächstenliebe. Sie ist zunächst einmal nicht das Sammelbecken bestimmter „Normen und Werte“, wie häufig angenommen. Sie ist zunächst einmal nicht der Ausdruck eines bestimmten angeblich „christlichen Menschenbildes“, wie manch ein Politiker behauptet. All diese Dinge mögen in der Bibel *auch* vorkommen und, wenn wir ehrlich sind, kommen sie nicht nur dort vor.

Was die Bibel unterscheidet, ist schlicht, dass sie von *Gott* erzählt. Wohlgemerkt: nicht von irgendeinem Gott oder irgendeiner Gottheit. Nicht von irgendeinem höheren Wesen oder irgendeiner „spirituellen Dimension“. Sie redet schlicht von dem „Gott Himmels und der Erden“, von dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, von dem Gott, der sein Volk aus der Knechtschaft befreit, sie redet von dem Vater Jesu Christi. Wer anderes vom biblischen Text behauptet, begeht Etikettenschwindel. Das Zeugnis über die „großen Taten Gottes“ nimmt in der Bibel den weitaus breitesten und in der Sache dominanten Raum ein.

Es darf in dem Zusammenhang daran erinnert werden, dass es die Reformatoren waren, die mit ihrer Konzentration der biblischen Botschaft auf die Rechtfertigungslehre genau diesem Sachverhalt Rechnung getragen haben. In der Bibel geht es zunächst sowohl quantitativ, was den Textbestand angeht, als auch qualitativ, was das Gewicht der Aussagen angeht, um *Gott* und sein Tun. Der reformatorische Glaube speist sich im Kern geradezu von dieser biblischen Erkenntnis, nämlich dass wir davon leben, dass uns etwas *widerfährt*, von *Gott* widerfährt. „So halten wir dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“ – so etwa zusammenfassend der Apostel Paulus (Römer 3, 28). Dabei ist hier mit „Glauben“ nicht ein neues, sozusagen religiöses „Werk“ oder irgendeine „Spiritualität“ gemeint, sondern schlicht die Annahme der Botschaft, dass, wie es heißt, wir „gerecht werden aus seiner Gnade“ (3, 24). Das ganze Pathos nicht nur der paulinischen Briefe liegt immer wieder darin, auf *diesen* Gott und sein Tun hinzuweisen, etwa so, wie es in dem übertrieben langen Zeigefinger Johannes des Täufers zu sehen ist, der auf dem berühmten „Isenheimer Altar“ von Matthias Grünewald auf den gekreuzigten Christus weist.

Die in der Bibel nun durchaus auch anzutreffenden Aussagen über den Menschen und vor allem über das ihm gebotene Tun sind theologisch nur richtig zu verstehen in dieser Einordnung oder besser: Nachordnung zu den Aussagen über Gott und sein Tun. Ohne den Vorrang der Aussagen über Gott, reformatorisch zugespitzt: ohne die Rechtfertigungslehre würde die Bibel zu einer Sammlung moralischer Anweisungen verkommen. Dass viele die Bibel so sehen und am Ende noch meinen, der Kern der biblischen Botschaft bestehe im Gebot der Nächstenliebe, heißt noch lange nicht, dass das dem Selbstverständnis der Bibel entspricht.

Es ist vielmehr so, dass die zweifelsohne auch und reichlich anzutreffenden anthropologischen und ethischen Aussagen der Bibel ihren eigentlichen Sinn genau aus dieser Zuordnung zu dem ersten, dem Zeugnis von Gottes großen Taten, erhalten. Dass Menschen aufgefordert werden, den Nächsten zu lieben, Gastfreundschaft zu üben, sich der Witwen, Waisen und Kinder anzunehmen, den Fremdling zu beschützen und die Alten zu achten, dass ihnen geboten ist, nicht zu töten, zu stehlen oder die Unwahrheit zu sagen und sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen und geschwisterlich miteinander umzugehen – das alles versteht die Bibel als schlichte Antwort, als eine Art Echo, als Hinweis darauf, dass ihr zuvor etwas anderes widerfahren ist. Biblisch ist das menschliche Tun nicht die Alternative, gar die bessere Alternative zum Glauben an Gott, sondern ein integraler Bestandteil jenes Hinweisens.

Demzufolge kann es nicht angehen, wenn sich – wie in der Formulierung „Kirche und Diakonie“ – eine Art Hiatus auftut, etwa zwischen Glauben und Handeln, oder kirchlich gesehen: zwischen Verkündigung und Diakonie. Die Kirche hat, wenn wir denn den Grundduktus der biblischen Botschaft richtig verstanden haben, in *allen* ihren Äußerungen nichts anderes als Hinweis auf eben diesen Gott zu sein, hat grundsätzlich nichts anderes zu tun, als Zeugnis zu geben, dass wir von woanders her leben. Dieser grundsätzliche Zeugendienst der Kirche geschieht sicher jeweils auf sehr verschiedene Weise. Dass wir von woanders, eben von Gott her, leben, wird sich etwa auf der Kanzel anders äußern als am Krankenbett, anders etwa im Kindergarten als im Konfirmandenunterricht, anders etwa in der Beratung als in der Altenarbeit, anders etwa in einer öffentlichen Stellungnahme als in der Leitung einer diakonischen Einrichtung. Aber es muss sich äußern.

So formuliert etwa die rheinische Kirchenordnung: Die Evangelischen Kirche im Rheinland „sorgt dafür, dass das Evangelium ... im Lehren und Lernen, Leben und Dienst bezeugt wird“ (Art. 1). Die angesprochene Differenz und im Wörtchen „und“ wieder mühsam zusammengeflickte Beziehung zwischen „Kirche und Diakonie“ ist also biblisch-theologisch kaum zu halten. Kirche ist in ihrer gesamten Existenz nichts anderes als Zeugendienst. Und so sind ihre vielfältigen Einzeldienste, mithin eben auch die Diakonie, Teile dieses Zeugendienstes. Was bedeutet das aber nun speziell für die Rolle der Bibel in der Diakonie?

IV.

Ich beginne mit einer persönlichen Erfahrung aus meinem beruflichen Alltag. Meine Aufgabe an der Evangelischen Fachhochschule in Bochum ist es, mit Studierenden des Sozialwesens, also angehenden Sozial- und Heilpädagogen, Sozialarbeitern und Pflegewissenschaftlern, ethische und theologische Themen zu behandeln, die ihre Arbeit in den verschiedenen sozialen Berufen betreffen. Dazu muss man wissen, dass die Studierenden unserer Hochschule, obgleich diese sich in kirchlicher Trägerschaft befindet, keineswegs nur aus dem kirchlichen Milieu kommen und auch keineswegs darauf vorbereitet werden, demnächst ausschließlich eine Stelle in einer kirchlichen Einrichtung zu bekommen. Bei uns studieren Christen und Nichtchristen, Gläubige und Atheisten, Muslime und vereinzelt auch Angehörige anderer Religionen. Wir sind damit ein getreues Abbild unserer gesamtgesellschaftlichen Situation. Die Studierenden sind also im Durchschnitt keineswegs frommer oder gar bibelfester als die Studierenden an einer staatlichen Hochschule.

Im Zusammenhang meines Lehrauftrags befassen wir uns auch mit biblischen Texten. D. h. die Bibel wird in der Regel nicht mit theologisch oder frömmigkeitsmäßig vorgeprägten Augen gelesen, sondern mit den Augen etwa von Sozialarbeitern oder Heilpädagoginnen. Meine durchweg gemachte Erfahrung ist nun die, dass diese jungen Leute sich mit einer erstaunlichen Neugier diesen Texten nähern. Und das, obwohl viele von ihnen nach eigenem Bekunden seit ihrer Konfirmation keine Bibel mehr angerührt oder eine solche noch nie besessen haben. Ihr nicht vorgeprägtes und auch größtenteils unvoreingenommenes Lesen der biblischen Texte fördert an diesen aber z. T. Erstaunliches zu Tage. Sie merken, wie in diesen Texten sehr viel steckt, was sie allein schon menschlich nachvollziehen können. Sie spüren, wie hier oft – etwa in den Heilungserzählungen – psychologische und soziale Details ausgeleuchtet sind, die sie als präzise Beschreibung etwa eines heilpädagogischen Konfliktes wiedererkennen. Sie lassen in aller Regel auch für sie fremde Aussagen an sich herankommen, versuchen, eben auch Gott in seiner geheimnisvollen Ferne und Nähe und nicht zuletzt den Glauben an ihn in seiner Bedeutung für eine professionell zu bewältigende Situation in der sozialen Arbeit zu verstehen. Und sie spiegeln mir unaufgefordert und in nicht geringem Maße zurück, wie wichtig ihnen gerade diese Erfahrung für sie selbst und ihren späteren Beruf ist.

Ich erzähle Ihnen das, weil ich glaube dass sich diese Erfahrung in das bisher eher theoretisch Erörterte einfügt und vielleicht als kleine Ermutigung dienen kann, um über das Thema „Die Bibel in der Diakonie“ noch einmal ein wenig offensiver ins Gespräch zu kommen.

Dabei behaupte ich keineswegs, dass die Diakonie in Deutschland durchweg eine kirchen- oder glaubensfreie Zone darstellt. Jedes diakonische Leitbild, das zumindest ich kenne, enthält einen klaren Bezug zur christlichen Tradition und zur Kirche. Aber Papier ist nun einmal geduldig und verschwindet nicht selten rasch in irgendeiner Dokumentenmappe.

Ich behaupte auch keineswegs, dass es keine wackeren Christenmenschen mehr in der Diakonie gibt. Ich weiß sehr wohl, dass nach wie vor viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unseren Werken und Einrichtungen arbeiten, die ihren Dienst durchaus aus einer grundsätzlich christlichen Motivation und Verantwortung heraus tun. Aber: Merkt man es? Manche sagen, man müsse nicht groß über seinen Glauben reden, es komme auf die Tat an. Und wenn es denn einmal an dem sei, dass man über seinen Taten auch nach seinem Glauben gefragt werde, dann wolle man gerne Rede und Antwort stehen. Aber im Ernst: Wann sind wir eigentlich das letzte Mal aufgrund unserer auffallenden Taten nach unserem Glauben gefragt worden? Ich jedenfalls kann mich nicht daran erinnern. Die Realität ist doch hier eher ein genierliches Schweigen.

Ich behaupte auch keineswegs, dass die Diakonie auf größeren institutionellen Ebenen in einer grundsätzlichen Spannung zu den sie tragenden Kirchen stünde. Hier gibt es klare und bewährte theologische Achsen, die niemand mehr prinzipiell in Frage stellt. Der Rest hat es mit Organisation, mit Betriebswirtschaft und Qualitätsmanagement zu tun.

Aber was an dieser flächigen Situationsbeschreibung doch auffällt, ist, dass die christliche Corporate Identity der Diakonie sich entweder an den zwei, drei klassischen Bibelstellen, etwa denen vom Barmherzigen Samariter, von der Fußwaschung oder von den „Geringsten unter diesen meinen Brüdern“ festmacht oder aber zu ein paar religiösen Floskeln geronnen ist, etwa der von der – angeblich – christlichen Nächstenliebe, von dem – angeblich – christlichen Menschenbild oder dem Gott, der mich – angeblich – „so annimmt, wie ich bin“. Mit Verlaub: Brauche ich für diese Allerweltsweisheiten jenes dicke Buch mit einem Umfang von circa 1000 Seiten?

„Wir orientieren unser Handeln an der Bibel“ heißt es vollmundig im Leitbild des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ja, um alles, dann lasst sie uns doch in Gottes Namen endlich aufschlagen! Nicht als billigen Topf mit Sinnsprüchen á la Kleiner Prinz für die festlichen Gelegenheiten. Nicht als papierenen Papst, der jeden selbstverantworteten Glauben erstickt. Nicht als moralinsaures Druckmittel in allfälligen Konfliktsituationen. Wenn es denn stimmt, dass die Botschaft der Bibel *die* Identität stiftende Quelle der Kirche ist, dann ist sie es auch in ihr für die Diakonie. Wohlgermerkt die Botschaft der Bibel im Ganzen und in ihrer ganzen Vielfalt, nicht ein paar wenige ausgeleierte Sprüche.

Die Bibel ist ja, wenn man sie nur erst einmal aufschlagen wollte, ein schier unerschöpflicher Schatz. Nach meiner Erfahrung nicht zuletzt deshalb, weil sie die Botschaft von Gottes Zuwendung in so unendlich vielen verschiedenen menschlichen Situationen immer wieder neu und meist auch immer wieder sehr anders entfaltet. Da begegnet uns nahezu alles, was Menschen bewegt: Glück und Leid, Freude und Trauer, Liebe und Hass, Freundschaft und Feindschaft, Offenheit und Intrige, Brutalität und Zärtlichkeit, Reichtum und Armut, Zufriedenheit und Verbitterung, Geselligkeit und Einsamkeit, Erfolg und Scheitern, Verantwortung und Gewissenlosigkeit, Zuversicht und Zweifel, Hoffnung und Resignation, Leben und Sterben, Himmel und Hölle.

Jedes einzelne dieser wenigen Stichworte ist allein bis an den Rand gefüllt mit diakonischen Bezügen. Jede dahinter stehende biblische Geschichte gäbe reichlich Anlass, über diakonische Situationen neu und tiefer, womöglich auch einmal kritisch und auch selbstkritisch nachzudenken. Es ist nicht einzusehen, dass die Diakonie auf Dauer auf diesen großen Reichtum verzichten sollte und sich zur Vergewisserung ihrer Identität nur immer auf Standardsätze berufen

müsste, die mittlerweile nur noch langweilen und von nicht wenigen mit Recht allenfalls als lästige Pflichtübung zu besonderen Anlässen empfunden werden. Wenn aber die Bibel mitnichten eine bloße religiöse Verzierung der Arbeit darstellt, die ansonsten anderen, etwas rein betriebswirtschaftlichen Gesetzen folgen zu müssen meint, wenn sie also mehr bzw. etwas sehr anderes ist als ein ungelesenes, strohernes Manifest des Gutmenschentums, wenn sie also tatsächlich in vielfältiger Weise jenes Wort enthält, das nach einer Wort des Propheten Jeremia „wie ein Feuer ist und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt“ (Jeremia 23, 29), bzw. so wie es unsere jüdischen Schwestern und Brüder begreifen, eine Tora, eine Weisung zum Leben, dann ist nicht einzusehen, weshalb wir diese Weisung geringachten sollten. Ich bin vielmehr überzeugt, dass es unserer diakonischen Arbeit am Ende *zugute* kommen wird, wenn die aufgeschlagene Bibel – in welcher Weise auch immer – wieder zu einem Dauergast in unserer Arbeit wird.

V.

Und wenn es so ist, dann müsste das sehr praktische Konsequenzen haben. Es müsste zunächst einmal mit jener erwähnten genierlichen Haltung aufgeräumt werden, die nicht selten gerade in der Diakonie anzutreffen ist, wenn es um so etwas wie Glaube, Kirche, und Bibel geht. Es kann nicht sein, dass ausgerechnet über dem Basistext kirchlicher und so auch diakonischer Existenz, eben der Bibel, immer wieder so ein verschämter Schleier des Tabus wabert. Das ist schlicht unwürdig. Mancherlei Menschen gerade auch außerhalb der Kirche, etwa Dichter, Musiker, Maler, Filmemacher und Philosophen, haben die biblischen Texte schon als überaus „interessant“, als „spannend“ und nicht zuletzt auch als künstlerisch „inspirierend“ entdeckt. Nur wir finden sie langweilig. Da kann etwas nicht stimmen. Meine bereits erwähnte Erfahrung mit Studierenden aus nichtkirchlichem Milieu macht mir Mut, auch und gerade mit diesem Buch einfach einmal offensiver und am Ende auch produktiver umzugehen.

Natürlich ist mir bewusst, dass es hier auch nachvollziehbare Vorbehalte und Abwehrhaltungen gibt. Nicht immer und überall ist die biblische Botschaft, oder was man in bestimmten Kreisen dafür hielt, den Menschen freundlich und offen, interessant und inspirierend vermittelt worden. Ohne gleich die berühmten ekklesiogenen Neurosen zu bemühen, muss man eingestehen, dass ein bestimmter Umgang mit der Bibel bei Menschen auch Langeweile und Verdruss, auch ungute Demütigung und Verklemmung, auch Verletzung und Unterdrückung, auch Ängste und Lebensuntüchtigkeit zur Folge haben kann. Doch *abusus non tollit usum*. Der Missbrauch hebt den guten und sinnvollen

Gebrauch einer Sache bekanntlich nicht auf. Und so ist auch Bibellesen nicht gleich Bibellesen.

Es gibt doch inzwischen zahllose attraktive Möglichkeiten, sich mit einem biblischen Text zu beschäftigen. Es gibt zahllose kreative Ausdrucksmöglichkeiten. Es gibt zahllose lebendige Methoden des Bibelgesprächs. Es gibt die vielfältigen Erfahrungen etwa der Kirchentage. Wir müssen beim Thema „Bibellesen“ nicht gleich an die Bibelstunde im Stile der 50er Jahre denken. Warum bedienen wir uns so wenig dieser Möglichkeiten?

Die Antwort ist neben der erwähnten Schamhaftigkeit und Tabuisierung meist eine betriebswirtschaftliche. Woher solle denn, bitteschön, noch die Zeit genommen werden, wenn schon die einfache Versorgung etwa in der häuslichen Pflege mittlerweile im Minutentakt abgerechnet werden müsse. Das ist in der Tat ein Problem. Ich kann es mit ein paar schlanken Tipps auch nicht lösen. Aber es muss doch noch erlaubt sein, wenigstens auf die grundsätzliche Notwendigkeit biblischer Orientierung und den daraus zu erwartenden Gewinn für die Arbeit der Diakonie hinzuweisen.

Wie das zu organisieren ist, darüber wird zu reden sein. Vielleicht gibt es ja gute und praktikable Erfahrungen auf diesem Gebiet, die wir heute untereinander austauschen können, etwa biblische Gesprächsabende, etwa regelmäßige Andachten, etwa Gottesdienste zu besonderen Anlässen, etwa Formen von Einsegnungen und Aussegnungen. Wir werden Wege und Möglichkeiten innerhalb der diakonischen Arbeit, also als Teil der Arbeitszeit, zu suchen haben, wie die Bibel und ihre Botschaft wieder zu etwas Lebendigem, Lebens- und Arbeitsnotwendigem werden kann. Dabei wird darauf zu achten sein, dass bestimmte Frömmigkeitsstile nicht gleich wieder ausgrenzend wirken. Dass die Formen einladend, abwechslungsreich und für jedermann zugänglich sind. Dass wir uns nicht langweilen oder die Beschäftigung mit der Bibel nur als lästige Pflichtübung betrachten, sondern als evidente Bereicherung und Wegweisung für unsere Arbeit.

Dass „Spiritualität“ von betriebswirtschaftlicher Seite hier und da bereits als Alleinstellungsmerkmal, ja geradezu als Marktfaktor der Diakonie gehandelt wird, spricht noch nicht gegen sie. Aber der eigentliche Grund, sich ohne Verklemmung und mit genügend Zeit der Bibel zuzuwenden, ist nicht ein betriebswirtschaftlicher. Der eigentliche Grund ist die Bibel selbst. Wenn wir nicht bereit sind, uns ihrer Botschaft wieder und wieder auszusetzen, und uns das, was sie zu sagen hat, zuzumuten, sind alle organisatorischen Maßnahmen und im Grunde auch alle Leitlinien und lauen Weihnachtsfeiern für die Katz. Dabei wird über das wichtige Thema der Freiwilligkeit ohne ideologische Scheuklappen noch einmal nachgedacht werden müssen. Die Freiheit des Glaubens ist gerade für einen evangelischen Christenmenschen gewiss ein hohes

Gut. Martin Luther hat aber in dem Zusammenhang allerdings auch darauf hingewiesen, dass es auch eine *Bindung* des Glaubens gibt.

Von daher wäre zu fragen, ob es der Diakonie auf Dauer gut bekommt, wenn es Verbindlichkeiten nur auf der Ebene der Dienstanweisungen gibt und ansonsten unter der Oberfläche jeder glaubt, was ihm in den Kram passt. Ohne einem normierten Einheitsglauben das Wort zureden, wäre zu fragen, ob die geistliche Corporate Identity der Diakonie nicht wenigstens darin festzumachen wäre, dass ihre Mitglieder – mit allem Glauben und allem Zweifel – wieder und wieder und möglichst gemeinsam nach jenem Buch greifen. Denn wenn wir nicht der Überzeugung sind, dass dieses Buch etwas unbedingt Lebensnotwendiges für uns und unsere Arbeit enthält, sollten wir sie besser zugeschlagen lassen und uns gleich den Printen und dem Glühwein zuwenden.